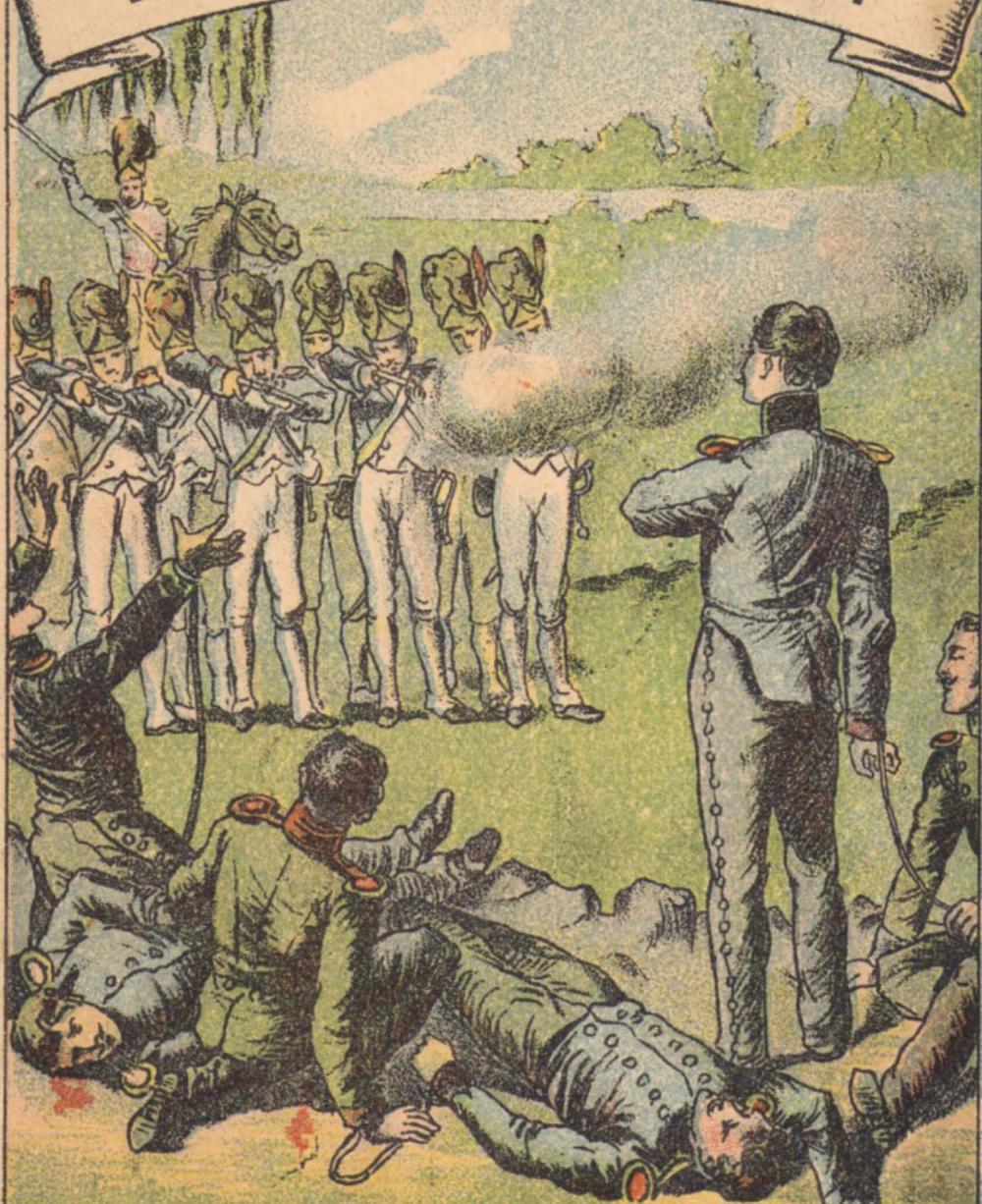


Die elf Schillschen Offiziere.



Albert von Wedell erhob sich wieder aus der Reihe der Gefallenen.
„Grenadiere!“ rief er voll Schmerz, „könnt Ihr nicht besser
schießen? Hier sitzt das preussische Herz!“

Die elf Schill'schen Offiziere

oder:

Verurteilt zu Pulver und Blei.



Eine Erzählung

von

Wilhelm Frey.



München a. d. Ruhr.

Druck und Verlag von Jul. Bagel.

Erstes Kapitel.

Am Brandenburger Thor.

Berlin, die Hauptstadt Preußens, war in Trauer. Eben hatte der für das Land so verderbnißvolle Krieg von 1806 in dem Frieden von Tilsit ein Ende gefunden. Das durch Friedrich den Großen zu Ansehen und Macht emporgestiegene Preußen war von seiner Höhe herabgestürzt. Nur die Hälfte seines früheren Umfangs wurde ihm gelassen, und diese befand sich obendrein in dem Zustande großer Verarmung und Verwüstung. Fast zwei Jahre lang waren die Franzosen im Besitze der Hauptstadt gewesen, endlich kam der Frieden und bald darauf das flüchtige Königspaar aus dem fernen Osten zurück. Wer die schöne Königin Luise in den Tagen ihres Glückes gesehen hatte, der kannte sie kaum wieder. In ihren Augen glänzten Thränen der Wehmut und Freude, als sie bei ihrem Einzuge das wogende Gedränge in den Straßen der Hauptstadt überschaute; es war der einzige hellfrohe Tag, den sie noch erleben sollte.

Am 20. April 1809 stand neben dem berühmten Brandenburger Thor, dem aber damals der herrliche Siegeswagen fehlte, da ihn die Franzosen mitgenommen hatten, eine breitschulterige, kräftige Gestalt in der Tracht eines westfälischen Landmannes. Prüfend schaute sie die Lindenstraße entlang, bis hinauf zum königlichen Schlosse. Eine merkwürdige Regsamkeit zeigte sich auf einem Punkte derselben, und diese zog offenbar die Aufmerksamkeit des Mannes an. Ein Reiter trabte auf dem breiten Wege und wurde von allen Seiten mit begeisterten Zurufen begrüßt. Er kam näher und näher, und nun erkannte der Fremde in ihm einen Husarenoffizier von schlanker, schöner Gestalt.

„Wer ist der Herr dort?“ fragte er einen eben Vorüberschreitenden.

„Was,“ antwortete dieser, „Ihr kennt nicht den berühmten Major Schill, der allein den Ruhm unseres Heeres bei der Festung Kolberg aufrecht erhalten hat? Wenn wir ihn und den alten Blücher nicht hätten, dann sähe es traurig aus für die Zukunft. Hei! wie der Schill die Franzosen in Pommern zu Paaren trieb! Dafür ist er aber beim Könige und der Königin hoch angesehen, und ich wette, er reitet eben wieder nach Paris hinaus, wo die königliche Familie, zu deren Tafel er häufig herangezogen wird, weilt.“

Nach diesen Worten schritt der Berliner weiter und überließ es dem Manne aus der Provinz, sich die Schilderung auszumalen.

Lange Zeit hatte dieser dazu aber nicht, denn eben trabte der jugendliche Held, hochrot von den

begeisterten Zurufen, die ihm zu teil geworden waren, heran. Kaum näherte er sich dem Standpunkte des Landmannes, als dieser rasch vortrat, die Pelzmütze zog und dann sagte: „Ich möchte den Major von Schill sprechen!“ Der Offizier brachte sein Pferd zum Stehen und fragte kurz: „Was soll der?“

„Ich bin der Landmann Romberg aus Westfalen,“ antwortete der Fremde, „und ich habe Ihnen ein Wörtchen im Vertrauen zu sagen.“

„Ich verstehe,“ entgegnete der Husarenführer, winkte einen vorüberschreitenden Soldaten herbei, befahl ihm, das Pferd eine Weile ihm nachzuführen, und sprang dann zur Erde hinab. „Wir wollen ein wenig durch den Tiergarten gehen,“ sagte er, indem er dem Westfalen die Hand drückte, und bald schritten die beiden Männer, in einiger Entfernung vor dem das Roß leitenden Soldaten, durch die Buchenhallen des nahen Wäldchens.

„Wie macht sich mein Junge?“ fragte Romberg.

„Er ist ein prächtiger Husar,“ antwortete Schill.

„Freut mich, freut mich,“ sagte der Westfale.

„Wie steht es denn bei Euch in der Provinz?“ forschte der Major.

„Gut, alles gut,“ entgegnete der Landmann.

„Ich war vor drei Wochen in Hessen und hatte eine Unterredung mit dem Obersten Dörnberg und mehreren Führern. Alle zeigten sich guten Mutes und vertrauten dem Landvolke ganz und gar. In spätestens acht Tagen geht's dort los. Es bedarf nur eines Funken's, und in Hessen und Westfalen fliegt das Pulver auf.“

„Habt Ihr Männer vom Tugendbunde auch den Vincke für unsere Sache gewonnen?“ fragte Schill. „Er vermag sehr viel zwischen Weser und Rhein.“

„Ich besuchte ihn vor meiner Abreise nach hier auf seinem Gute und stellte ihm die Sache vor,“ antwortete Romberg, „aber ich fand ihn nicht ganz geneigt, auf unsere Pläne einzugehen. Er meinte, es sei noch zu früh und die Frucht nicht reif genug.“

„Das ist immer die Ausrede zu vorsichtiger Naturen,“ sagte Schill ärgerlich. „Drauf und dran, nach alter Soldatenweise, das allein kann uns retten! Ich will ihm schreiben, er muß beitreten, bei Gott, er muß! Wann reist Ihr nach Westfalen zurück?“

„In zwei Tagen,“ antwortete Romberg.

„Darf ich Euch Briefe an Dörnberg und Vincke mitgeben?“ fragte Schill.

„Gewiß,“ entgegnete der Westfale.

„Habt Ihr einen Wunsch hinsichtlich Eures Sohnes?“ forschte der Major.

„Ich möchte für die Zeit meines Hierseins ihn vom Dienste befreit haben,“ sagte der Landmann.

„Soll geschehen,“ entgegnete Schill, „ja, er darf Euch sogar bis Magdeburg begleiten!“

In diesem Augenblick trat aus einem der Seitenwege ein Husarenoffizier hervor, auf dessen Arm sich eine hohe, schöne Frau stützte. „Das trifft sich gut,“ sagte der Major, „da kommt der Rittmeister Jahn mit seiner Gemahlin, er ist der nächste Vorgesetzte Rombergs und mag ihm seinen Urlaub sogleich mitteilen.“ Bald standen die beiden

dem Paare gegenüber; nachdem Schill die Vorstellung besorgt hatte, theilte er dem Rittmeister, dessen Brust der Verdienstorden schmückte, mit, daß der Unterleutnant Romberg auf drei bis vier Tage Urlaub erhalten habe; nachdem er dann noch einige freundliche Worte zu der jungen Frau, einer geborenen Gräfin von Königsmark, gesprochen hatte, trennte man sich wieder. Schill schritt noch eine Strecke weit mit dem Landmanne fort, dann drückte er ihm die Hand und sagte: „Ich muß zur Königin! Wir sprechen uns wieder. Lange darf es unter dieser Schmach nicht weitergehen. Bricht es in Hessen und Westfalen gegen den Schwächling in Kassel los, dann ist Schill nicht fern. Morgen erhaltet Ihr die Briefe. Freiheit oder Untergang!“ Mit diesen Worten schwang er sich auf sein Roß, Romberg lüftete seine Pelzmütze und antwortete mit fester Stimme: „Preußen für immer! Es lebe der König!“ „Und die edle Königin!“ rief der Major und sprengte davon.

Zweites Kapitel.

Der Losbruch.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Der führte sechshundert Reiter ins Feld.
Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!

Fünf Tage waren nach dem oben geschilderten Zusammentreffen vergangen. Tiefe Stille herrschte in der Kaserne des zweiten brandenburgischen Husaren-Regiments, denn es war Nacht, und Fuß und Reiter ruhten sich aus von den Strapazen des entwichenen Tages. Langsam schritt die Schildwache vor dem Eingange des großen Gebäudes, den Ballast im Arm, auf und nieder. Die meisten Lichter waren erloschen, nur das Fenster des Kommandeurs zeigte sich noch erhellt, und zuweilen deutete ein dunkler Schatten hinter den Gardinen an, daß der Major von Schill in seinem Zimmer nach gewohnter Weise hin und her wanderte. Plötzlich erschallte auf der Straße, an welcher die Kaserne lag, ein lauter Hufschlag, Funken sprühten von dem alten Pflaster auf, und ein Reiter sauste, ehe der Posten seine Pflicht zu thun Zeit gewann, auf den Hof. Die Thormache stürzte sofort heraus,

und die Stimme des Angekommenen rief dem Befehlshaber zu: „Ich bin der Leutnant Romberg, meldet mich sofort beim Major.“

In wenigen Minuten kam der Unteroffizier zurück und berichtete, daß der Herr Kommandeur den Herrn Leutnant vor sich beschied. Rasch warf der junge Romberg einem der Männer die Zügel seines dampfenden Rosses zu und schritt zum Major hinauf.

„Was giebt's, Romberg?“ fragte dieser den Eintretenden.

„Schlimmes für Sie und für mich, Herr Major,“ antwortete der Leutnant. „Mein Vater ist in Magdeburg von den Franzosen gefangen genommen, mir gelang es, zu entkommen, um Ihnen das Unglück anzufagen.“

„Dann bin ich verloren,“ rief Schill, erbleichend, aus.

„Leider sind auch Ihre Papiere in die Hände der Feinde gefallen,“ setzte der Leutnant hinzu.

„Eben deswegen stehe ich am Rande des Verderbens,“ sagte der Major. „Der Kommandant von Magdeburg wird nichts Eiligeres zu thun haben, als die Schriftstücke dem Lotterbuben nach Kassel zu senden, der und sein Bruder werden auf meine Auslieferung dringen, und dann ist alles für mich dahin.“

Nach diesen Worten schritt Schill mehrere Male hastig in seinem Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor Romberg stehen und fragte: „Sind Sie ermüdet?“

„Wenn noch etwas zu verrichten ist, durchaus nicht, Herr Major,“ antwortete dieser.

„So eilen Sie nach Brunnow, Quistorp und Jahn hinüber und sagen Sie ihnen, daß mein Regiment morgen früh keinen Dienst haben wird, sich aber auf den Nachmittag zum Ausrücken auf die Hasenheide bereit halten soll,“ befahl Schill.

Der junge Romberg eilte hinaus, um den Befehl seines Vorgesetzten auszuführen, während der Major in großen Schritten sein Zimmer durchmaß. Es wurde eine verhängnisvolle Nacht für den kühnen Freischarenführer, die zwischen dem 27. und 28. April des Jahres 1809. Er setzte nicht allein sich, seine Zukunft und seinen Ruhm auf einen Wurf, nein, auch sein ganzes Regiment, viele hoffnungreiche Jünglinge, die ihm folgen mußten, warf er in den Kampf auf Leben und Tod. Erst als der Morgen anbrach, hatte Schill seinen Vorsatz innerlich befestigt, er warf sich auf sein Lager, um Körper und Geist für die bevorstehende That zu stärken.

Heller Trompetenklang erschallte am Nachmittage des folgenden Tages durch Berlin. „Die Schillschen Husaren rücken aus!“ hieß es von verschiedenen Seiten. „Wohin?“ fragte man. „Zu mehrtägigen Uebungen in der Umgegend,“ war die Antwort. Hei, wie keck und jugendfrisch saßen die schlanken Reiter zu Pferde! Wie stolz grüßten die Offiziere zu den Fenstern der Schönen hinauf, welche unter dem beliebten und angesehenen Regimente Brüder, Männer oder Verlobte hatten. Bald war man aus dem Bereiche der Hauptstadt, und nun ließ

Schill seine Leute im scharfen Trabe auf Potsdam losreiten. Nach einer halben Stunde befahl er dann zum Kreise schwenken, und, in die Mitte seines Regiments tretend, hielt er eine begeisterte Ansprache. „Brüder,“ rief er aus, „der große Augenblick ist gekommen! Unser Vaterland liegt in Fesseln, wir wollen sie brechen. Hessen und Westfalen warten unserer Ankunft. Dieses hier,“ und dabei hielt er eine goldgestickte Schreibtafel empor, die im Glanze der Abendsonne strahlte, „dies ist ein Geschenk der hochverehrten Königin Luise; ich werde mich desselben würdig zeigen. Ich frage Euch, meine Brüder, wollt Ihr mir helfen, das Vaterland befreien und seine Banden zu lösen?“

„Wir folgen, wir folgen!“ rief das ganze Offizierkorps begeistert.

„Vorwärts denn auf Leben und Sterben!“ sagte Schill, und aus seinen Augen strahlte die Flamme höchster Erregung.

Unter fortwährendem Regen zog nun das Regiment der Elbe, dem damaligen Grenzflusse des preussischen Staates, zu. Ein Arsenal, das man unterwegs antraf, lieferte Gewehre und Munition, Freiwillige strömten von allen Seiten herbei, und lawinenartig wuchs die Schar dergestalt an, daß, als sie vor der Festung Wittenberg erschien, der Kommandant derselben erschreckt den Durchzug erlaubte, weil er besorgt war, Schill möchte die Stadt mit Sturm nehmen und dann sich die Kriegskasse und Kanonen aneignen. Bei Wittenberg führte Schill seine Truppe über die Elbe, und nun stand er auf feindlichem Gebiete. In Dessau, welches

ihn und seine Schar freudigst begrüßt hatte, schrieb er eine feurige Proklamation an die Deutschen.

„Meine in Ketten schmachtenden Brüder,“ so begann sie, „der Augenblick ist gekommen, die Fesseln abzuwerfen, dem unbegrenzten Ehrgeize eines fremden Eroberers ein Ziel zu setzen. Ermannt Euch, zieht die Sturmglöcken, alles greife zu den Waffen! Pike und Sensen reichen hin, den Feind zu töten. Wer feige genug ist, sich der ehrenvollen Aufgabe zu entziehen, den trefse Schmach und Verachtung, der sei zeitlebens gebrandmarkt! Fasset Mut, Gott ist mit uns und unserer gerechten Sache. Siegreich rücken augenblicklich Oesterreichs Heere vor, die Tiroler haben bereits rühmlich die Fesseln gebrochen, die braven Hessen und Westfalen haben sich gesammelt. Auf, zu den Waffen!“

Einige Tage nahm Schills Sache nun einen kräftigen Fortgang. Von allen Seiten strömten Freiwillige herbei, in Halle warfen seine Husaren das französische Wappen von dem Zollhause und setzten den preußischen Adler wieder auf, das Arsenal des napoleonisch gesinnten Fürsten von Köthen wurde geleert, und alles deutete auf einen günstigen Verlauf. Plötzlich aber kamen böse Nachrichten herüber. Der Aufstand der Hessen war niedergeworfen, und Napoleon hatte die Oesterreicher besiegt. Was war nun zu machen? Schill berief seine Offiziere und stellte Ihnen die Sachlage vor. „Sollen wir zurück nach Berlin, oder vorwärts nach Westfalen?“ fragte er, und „Vorwärts, vorwärts!“ riefen einstimmig die begeisterten Männer.

„So laßt uns denn einen Bund auf Leben und Tod schließen!“ sagte der Führer.

„Vorwärts auf Leben und Sterben!“ antworteten die Offiziere und zückten begeistert ihre Degen gen Himmel.

So war denn der Würfel gefallen, ein Bund der Verzweiflung und Heldenkühnheit geschlossen, wie es selten geschehen ist. Was man auch immer über die That Schills sagen mag, die nach dem Urtheile, welches man über dieselbe in ruhigen, gewöhnlichen Zeiten fällt, nicht gesetzmäßig erscheinen wird, immerhin trug sie den Stempel großatmiger Kraft und heldenhafter Begeisterung. Jene Jünglinge, von denen so viele noch unter zwanzig Jahren standen und die einen so überaus kühnen Wurf zur Rettung des Vaterlandes wagten, sie verdienen die Bewunderung der Nachwelt ebenso sehr als die Spartaner an den Engpässen bei Thermopylä.

„Nach Westfalen, nach Westfalen!“ war jetzt die Losung der Helden geworden, und nun ging's an der Elbe entlang nach Magdeburg hin. Der französische Kommandant dieser Festung schickte ihnen Truppen entgegen, um ihren Marsch zu hemmen. Bei Dodendorf, ungefähr zwei Stunden von der genannten Elbefestung, traf Schill auf die Bierecke westfälischer Infanterie. „Es sind Landsleute, die dem französischen Könige in Kassel gezwungen dienen müssen,“ sagte Schill. „Wer will sie zur Uebergabe auffordern?“ Romberg trat vor. „Ich kenne einzelne Offiziere von ihnen,“ sagte er und band ein weißes Taschentuch an seinen Degen. So ritt er an das erste Biereck heran. In Sprechweite

angekommen, rief er mit lauter Stimme: „Brüder, legt Eure Gewehre nieder! Einem Vaterlande entstammt, gereicht es uns zur Schande, feindlich einander gegenüber zu stehen.“ Hier unterbrach ihn der französische Oberst, welcher hoch zu Roß inmitten der Westfalen hielt. „Fort, Verräter!“ rief er aus, „sonst ist es Dein Tod!“

Als nun auch die Soldaten sich drohend zeigten, wandte Romberg sein Roß und eilte zurück. Da krachte eine Salve, und der Parlamentär stürzte tot zur Erde.

„Der arme Romberg!“ rief Schill aus und gab dann seinen erbitterten Husaren das Zeichen zum Angriffe. Donnernd brausten sie auf das erste Viereck los. Der Pulverrauch einer knatternden Salve hüllte sie ein, gegen dreißig brachen zusammen, aber die anderen sprengten im nächsten Augenblicke die Reihen der Feinde und hieben erbarmungslos nieder, was zu erreichen war. Auch das zweite Viereck erlitt gleiches Schicksal. Nur wenige vermochten sich nach Magdeburg zu retten. Dreihundert Gefangene, drei Fahnen und zwei Munitionswagen fielen in die Hände der Sieger, welche jubelnd in Dodendorf einzogen. Als die Kunde dieser Heldenthat sich verbreitete, jauchzte ganz Deutschland auf, und Ernst Moritz Arndt, der edle Freiheitskämpfer, schrieb später:

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das fette Land mit französischem Blut.
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang!

Hinter Dodendorf aber traf Schill, verschanzt auf einem ummauerten Kirchhofe, noch ein Bataillon Franzosen. Zwar versuchte er, auch diese zu bewältigen, aber gar zu bald stellte es sich heraus, daß seine Reiter sich nicht dazu eigneten, auf unebenem Boden zu kämpfen; er mußte den Angriff darangeben, nicht ohne einen schmerzlichen Verlust. Der Leutnant Heinrich von Wedell hatte sich zu weit vorgewagt und war den Feinden in die Hände gefallen. Zwar entließ Schill sofort zwei gefangene französische Hauptleute zur Auswechslung, aber der Kommandant ging auf die Absicht des Majors nicht ein, und die beiden Kapitäne brachen sogar ihr Ehrenwort, in diesem Falle zurückzukehren; sie blieben aus.

Zwischen Magdeburg und Halberstadt hin bewegte sich nun der Zug nach Norden. Unter dem schlechtesten Wetter, in ernster, trüber Stimmung zog man dahin. In den Dörfern las man die verschiedensten Proklamationen. Napoleon nannte die Heldenschar eine Räuberbande und erklärte sie für vogelfrei; der König Hieronymus von Westfalen befahl seinen Unterthanen, den Bandenführer Schill tot oder lebendig zu überliefern, und setzte einen Preis von 10 000 Franken auf seinen Kopf; selbst Friedrich Wilhelm von Preußen bezeichnete das Unternehmen seines Majors als ein strafbares und eigenmächtiges.

Endlich stieß man wieder, unterhalb Magdeburg, auf die Elbe, es war bei Tangermünde. Die geringe Beteiligung, welche Schill unterwegs gefunden hatte, machte die Kühnen mehr und mehr unsicher und

raubte allmählich dem Führer die Besonnenheit und Frische des Geistes. Doch noch einmal sollte ihm der Sonnenblick des Glückes leuchten. Eines Morgens erschienen am jenseitigen Ufer der Elbe auf preussischem Gebiete einzelne Züge von Infanterie, und bald erkannte Schill, daß es ein Bataillon war, dessen Mannschaften zum größern Teil früher unter ihm gedient hatten. Heimlich waren diese Männer unter der Führung des Leutnants Quistorp aus Berlin entwichen, um sich ihm anzuschließen. Jubel erschallte aus ihren Reihen, als sie die Schillschen Husaren erkannten, und herzlich war der Willkomm seitens ihrer Kameraden.

„Heute ist der schönste Tag meines Lebens,“ sagte Schill und umarmte den Leutnant Quistorp, und als nun vollends ein Streifzug nach Goslar gelang, zeigte das Lager die alte Siegeszuversicht aufs neue.

Man wandte sich weiter nach Norden, gelangte am 13. Mai nach Werben, am 15. nach Gardeleben und dann nach Schnakenburg. Hier kam die Kunde, daß der holländische General Gratien sich mit 5000 Mann von der Weser her bewege, um ihnen den Weg zur Nordseeküste abzuschneiden.

„So gehen wir zur Ostsee,“ sagte Schill und schickte sich an, sein Korps auf das andere Ufer der Elbe zu führen. Quistorp mit seiner Infanterie landete zuerst, unweit der kleinen mecklenburgischen Festung Dömitz. Ein Wald bot ihm Deckung, und im Schatten desselben fortschleichend, überraschte er die aus 70 Mann bestehende kleine Besatzung. In einer halben Stunde war das

Städtchen mit 32 Kanonen in Schills Hand, und nun schickte er sich an, weiter in Mecklenburg vorzudringen, auf welchen Zug Arndt die Worte sang:

Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmfranzosen hinaus.
Dann zogen sie lustig nach Pommern hinein,
Dort soll kein Franzose sein Werda mehr schrein!

Nach wenigen Tagen erreichte man die Stadt Wismar, und einzelne Husaren schwärmten bis gen Hamburg. So sprengte einer, Namens Schulz, ohne sich an die starke Thorwache zu kehren, mit verhängtem Zügel auf den Markt der Stadt Lübeck, leerte dort auf das Wohl seines Kommandeurs eine Flasche Wein und sprengte zum andern Thor wieder hinaus.

Schill richtete seine Blicke auf die alte Festung Stralsund, die Hauptstadt von Vorpommern, die damals in den Händen der Franzosen war, aber nur eine kleine Besatzung hatte. Hier wollte er sich verschanzen und bessere Zeiten abwarten. Englische Schiffe vermochten ihn dort mit Vorräten zu versehen, auch schlimmsten Falls ihn und seine Mannschaften aufzunehmen. Kam aber hatte der französische General Cadras von seinem Heranziehen gehört, als er auch beschloß, die schlecht geschützte Stadt zu verlassen und mit seinen Truppen Schill den Uebergang über die sumpfige Recknitz streitig zu machen. Bei Damgarten stellte er sich mit zwei Bataillonen Infanterie, zweihundert Ulanen und vier Kanonen auf, und zwar auf einem Damme, der den einzigen Weg durch die Moräste bildete.

Die elf Schillschen Offiziere.

Am 24. Mai erschien Schill an dem Fließchen und begann ein lebhaftes Gewehrfeuer, während ein Teil seiner Reiter oberhalb das Wasser durchschwamm und eine Kompagnie auf einem mitgebrachten Boote übersetzte. So wurde Cadras bald von zwei Seiten gefaßt und zur schleunigen Flucht genötigt. Vier Kanonen, vier Fahnen und sechshundert Mann fielen den deutschen Helden in die Hände, und nur mit Mühe entrann der französische Befehlshaber der Gefangenschaft.

Dieser glänzende Sieg bahnte Schill die Wege nach Stralsund, und unverweilt brach er nach dieser Feste, welche einst im Dreißigjährigen Kriege dem Wallenstein so kühnlich widerstanden hatte, auf. Ganz Deutschland richtete jetzt seine Blicke nach Norden. Der kühne Zug der Schillschen Freischar erregte allgemeine Bewunderung, und gewiß setzten die deutschen Patrioten jetzt mehr als anfangs ihre Hoffnung auf den tapfern Major, als sie hörten, mit welcher Tapferkeit sich seine Männer schlugen und wie sehr der Erfolg seine Schritte begleitete.

Aber langsam zog auch bereits das Verderben heran. Dänen, Holländer und Franzosen verschworen sich zum Untergang Schills. Ueber fünftausend Mann stark rückten sie zu derselben Zeit in Mecklenburg ein, als der preußische Major sich Stralsunds bemächtigte. Enger und enger zog sich die Entscheidung um die alte, berühmte Festung zusammen.

Drittes Kapitel.

Der Untergang.

Auf Stralsund brauste der reißige Zug,
O Franzosen, verstündet ihr Vogelzug!
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind,
Es nahet der Schill und er reitet wie Wind!

Laut frachten am 25. Mai die Kanonen von Stralsund, sie feierten den Einzug Napoleons in Wien, den Untergang Oesterreichs. Kaum aber waren die letzten Schläge verhallt, als ein Reiterzug durch das offene Triebseer Thor donnernd in die offene Stadt brauste. „Schill, Schill!“ riefen die jubelnden Bürger, und wer konnte es anders sein als er. Noch standen aber die französischen Kanoniere an den rauchenden Geschützen, die eben zum Lobe des Kaisers gesprochen hatten, und kaum hatten sie die feindlichen Husaren bemerkt, als sie die schwarzen Mündungen auf die Stadt und auf die Straßen richteten, welche im Besitze derselben waren. Ein wilder, verzweiflungsvoller Kampf entspann sich. Die Reiter saßen ab und griffen zu Fuß an, aber die Artilleristen wehrten sich wie die Löwen, und schon neigte sich das Gefecht zu ihren Gunsten, da kamen frische Husaren herangesprengt. Auf's neue wogte das blutige Ringen

auf und nieder, endlich aber siegten die Reiter, und nur wenige Kanoniere überlebten den Tag.

Die rasche Besitznahme Stralsunds befreite Schill vorerst aus aller Verlegenheit. Vierhundert Kanonen, sechzehntausend Gewehre, zweitausendvierhundert Zentner Pulver nebst vielen anderen Kriegsbedürfnissen waren in seine Hände gefallen. Noch an dem Nachmittage des 25. Mai berief er seine Offiziere. „Brüder!“ sagte er, „machen wir aus dieser Stadt ein zweites Saragossa! Keine Macht der Erde soll uns von hier vertreiben! Richten wir daher die Ballisaden und Erdwälle wieder auf! Schanzenwerfen sei unsere nächste Arbeit, und dann möge der Feind kommen. Hier auf Deutschlands nördlichstem Punkte wollen wir sterben oder siegen. Für Euch aber, teure Brüder und Kampfgenossen, Sorge zu tragen, sei meine zweite Pflicht. Ihr habt Euch losgerissen von einem ruhigen Leben und seid mir gefolgt, willig Euch opfernd für die gute Sache, Euch losreißend von der Welt. Bisher habe ich die Länder, welche wir durchzogen, theils weil es unsere Brüder waren, theils der Fürsten wegen, geschont. Dies Land ist eine französische Provinz; ich werde sie als erobert betrachten und für jeden von Euch 30 000 Thaler ausschreiben und in englischen Banknoten deponieren lassen, damit Ihr nicht arm und verlassen später dasteht!“

Voll Freude hörten die Offiziere diese Worte ihres Führers; rasch trennten sie sich nach allen Seiten, um an den verschiedenen Punkten der Stadt die Befestigungsarbeiten zu betreiben, und in den nächsten Tagen schallte die Festung wider von dem

Schlagen der Aexte und dem munteren Gesange der arbeitenden Bürger und Soldaten. Darunter mischte sich das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Trommeln. Husaren, reitende Jäger und Infanterie übten sich in den Waffen zum bevorstehenden Kampfe.

Schill ritt von einem Punkte zum andern. Ueberall wurde er mit lauten Vivats empfangen, überall fand er Begeisterung und Siegesfreude. Ihn selbst aber beschlich um diese Zeit oftmals genug Trübsinn und Trauer. Als er eines Tages in Gedanken versunken über den Marktplatz schritt, trat ihm, unter einer der Verkaufshallen plötzlich auftauchend, ein Mann entgegen, der offenbar ihn zu sprechen wünschte. Der Major blieb stehen, schaute den Fremden an und erkannte ihn sofort.

„O Romberg,“ sagte er, „Ihr sucht Euren Sohn!“

„Den kann ich hier nicht finden,“ antwortete der Westfale schmerzlich. „Der ist droben, Gott habe ihn selig! Er starb wie ein Held, so hat man mir erzählt! Etwas anderes führt mich hierher. Nach Westfalen, nach Westfalen müssen Sie durchbrechen und sich nicht in diesem Neste verschanzen. Vor vierzehn Tagen gelang es mir, aus Magdeburg zu entkommen. Unverzüglich machte ich mich auf den Weg nach Ihnen. Was wollen Sie hier? Schlagen Sie sich durch, und dann auf nach Westfalen und Hannover. Die Friesen sind treue Preußen, sie erleichtern Ihnen die Verbindung mit der Nordsee. Die Länder zwischen Weser und Rhein sind von Truppen entblößt, die Bevölkerung

wird sich bei Ihrem Erscheinen massenhaft erheben und wie einst zu Hermanns Zeiten die Feinde aus dem Lande schlagen!”

Schill schüttelte traurig sein Haupt, als Romberg schwieg. „Es ist zu spät!“ murmelte er halblaut. „Gratien mit seinen Dänen und Holländern steht mir im Wege. Hier habe ich einen Stützpunkt gefunden.“

„Und hier wird Ihnen der Rückzug abgeschnitten werden, und hier verlieren Sie das Leben,“ warf der Westfale ein. „Verlassen Sie diese Festung, ich flehe Sie an. Heute können Sie noch das Freie gewinnen, morgen bereits ist es zu spät, denn der Feind steht schon bei Rostock. Werfen Sie sich mit Ihren gefürchteten Reitern auf seine dünnen Linien, so wird der Sieg Ihnen sein.“

„Wo aber bleibt meine Infanterie?“ warf Schill mißmutig ein.

„Die lösen Sie vorher auf,“ antwortete Romberg. „In Westfalen finden Sie eine neue und zahlreichere wieder.“

„Ich will es mit meinen Offizieren überlegen,“ sagte der Major. „Kommt morgen wieder!“

„Heute reise ich bereits nach Westfalen ab,“ entgegnete der Landmann.

„Wünsche glückliche Reise,“ erwiderte Schill und reichte dem Westfalen die Hand. Dieser nahm sie, nicht ohne daß ein Zug schmerzlicher Enttäuschung in seinem Gesichte aufstieg, küßte dann seine Pelzmütze und verschwand wieder unter den hohen Bogengängen des Marktplazes, indes der Freischarenführer nachdenklich seinen Weg fortsetzte.

Am folgenden Tage, es war am 31. Mai, stieg die Sonne in wunderbarer Pracht am östlichen Himmel empor. Die Arbeiten an den Festungswerken begannen aufs neue in rüstigster Weise. Plötzlich trat die vor dem Triebseer Thor aufgestellte Feldwache zurück. „Der Feind! Der Feind!“ riefen sie und meldeten dann, daß derselbe von Richtenberg her sich mit schnellen Schritten näherte. Rasch ließ Schill die Thore besetzen und die Arbeiter unter die Gewehre treten. Die Kavallerie trabte nach dem großen Marktplatz und nahm dort ihre Stellung, während die Infanterie hinter die Ballisaden trat. Um zehn Uhr erschien der Feind. In gedrängten Reihen wälzte er sich auf das Triebseer Thor los. Plötzlich flogen die beiden Flügel desselben auseinander, und ein mörderisches Kartätschenfeuer warf die Stürmer nieder. Nun führte der General Gratien seine Soldaten gegen das Knieper Thor. Hier kämpften die abgestiegenen Husaren der vierten Eskadron und ihnen zur Seite Bürger- und Landwehr. Die ersteren schlugen sich wie Helden, aber die letzteren begannen bald zu wanken.

In diesem Augenblicke ritt Schill über den Marktplatz, wo die Kavallerie stand, welche der Rittmeister Brünnow befehligte. Sobald der letztere den Führer sah, rief er ihm zu: „Der Augenblick zum Einhauen ist da!“

„Bruder,“ antwortete Schill, „es ist noch nicht die rechte Zeit; ich werde befehlen, wann es geschehen soll. Erst sollen sie sich die Hörner ablaufen, dann will ich über sie herfallen und ihnen den Kehraus machen!“

So wurde der günstige Moment versäumt, die Landwehr am Knieperthor warf bereits die Gewehre fort und floh nach dem Hasen, während die Husaren, die dort Artilleriedienste versahen, sich bis auf den letzten Mann schlugen. Kaum hörte Schill, der am Triebseerthor beschäftigt war, von der Niederlage der Seinen, als er mit schnell gesammelten Jägern und Husaren herbeistürmte und sich mit verzweiflungsvollem Mute auf die Feinde warf. Dieser aber hatte bereits eine Anzahl Straßen besetzt und beherrschte durch ein mörderisches Gewehrfeuer die Zugänge. Wohl machte die Kavallerie jetzt verzweifelte Angriffe, aber ihre heldenkühne Tapferkeit konnte wohl eine Straße säubern, aber nicht die nach allen Seiten sich ausdehnenden Feinde aus der Stadt werfen. In dieser bösen Lage wandte sich der Leutnant Jahn an Schill. „Wohin geht der Rückzug?“ fragte er. Mit düsteren Blicken antwortete der Führer: „Wollt und könnt Ihr Euch retten, so thut es; wollt Ihr aber sterben, so sterbt mit mir!“ Es waren die letzten Worte des Helden. Er gab seinem Pferde die Sporen und eilte nach dem Markte. Unterwegs stieß er auf den Generalstab des Feindes. Wie ein Blitz fuhr Schill unter die Offiziere. Sein Säbel fuhr zischend herab, und der französische General Carteret stürzte tot von seinem Rosse zur Erde. Nach dieser kraftvollen That riß Schill sein Pferd herum und galoppierte nach der Fahrstraße zurück, woher er gekommen war. Ehe er aber diese Straße erreichte, trafen ihn die Kugeln holländischer Jäger.

So endete der kühne Schill, ein tüchtiger Mensch, ein echter Deutscher, ein glühender Patriot und der unglückliche Märtyrer für die gute, aber zur Unzeit verfochtene Sache deutscher Ehre und Freiheit.

Der französische General ließ die Leiche seines Feindes unter die Hallen des Rathhauses tragen, um die Echtheit derselben zu untersuchen. Säbelhiebe, Schußwunden und Bajonettstiche entstellten sie aber dermaßen, daß selbst Schills eigene Leute und Freunde sie nicht wieder erkannten. Endlich bewies der Reitknecht des Gefallenen an einer Zahnücke, daß es die Leiche seines Herrn sei, und nun ließ der General Gratien derselben auf höheren Befehl den Kopf herunterschlagen und den Rumpf ohne alle Ehren in einer abgelegenen Ecke des Kirchhofes von Stralsund einscharren.

Auf den Tod des Helden aber sang Ernst Moritz Arndt:

O Stralsund, du trauriges Stralesund!
In dir ging das tapferste Herz zu Grund.
Eine Kugel durchbohrte das redlichste Herz,
Und Buben, sie treiben mit Helden Scherz!

Was aber wurde nun aus den Leuten des Gefallenen? Bis gegen zwei Uhr nachmittags setzten sie den Kampf in den einzelnen Straßen fort, da endlich waren fast alle bewältigt. Der Leutnant Brünning mit seinen Husaren schlug sich zuletzt noch durch und gewann das freie Feld, wo er noch eine große Zahl von Flüchtigen an sich zog und dann dem französischen General erklären ließ, er werde nach Preußen zurückkehren, wenn man ihn

unverfolgt lasse, im andern Falle aber bis auf den letzten Mann kämpfen. Die Franzosen hatten keine Lust, mit den verwegenen Husaren anzubinden, und ließen ihn ziehen. Nach wenigen Tagen erreichte er dann die preußische Grenze und übergab sich und die Seinen der Gnade des Königs.

Bei dem Kampfe in der Stadt waren mehrere Hundert Schillianer nebst elf Offizieren in die Hände der Feinde gefallen. Als die letzteren von dem Abzuge ihres Kameraden Brüning hörten, meldeten sie sich bei dem General Gratien zum Anteil an die Erlaubnis, nach Preußen zurückkehren zu dürfen. Dieser aber schlug ihnen das Gesuch ab, versicherte aber, daß sie ehrenvoll behandelt werden sollten, und sie wurden alsdann auf einem Wagen nach Braunschweig gebracht und dort abgeliefert. Gegen das Versprechen des Generals steckte man sie hier in eine gemeine Kasematte des Augustthores und ließ sie streng bewachen. Von Braunschweig kamen sie unter großem Geleit nach Kassel und dann weiter nach dem Norden von Frankreich, wo sie in verschiedenen Festungen die traurigen Tage ihrer Gefangenschaft zubrachten. Kein Trosteswort aus der Heimat kam herüber, ihnen ihr Los zu versüßen, keine Nachricht, ihre gesunkene Hoffnung zu beleben. Viele von ihnen hatten Bräute, Leopold Jahn sogar ein trauerndes Weib und ein Kind in der Ferne; von allen hörten sie nichts, sie mußten sich gegenseitig Trost einsprechen und erheben.

Viertes Kapitel.

In Sedan gefangen.

In einer geräumigen Kasematte im Maasthore der französischen Festung Sedan saßen um den Anfang des Monats August 1809 die elf gefangenen Offiziere von Stralsund. Sie befanden sich erst einige Tage in ihrem neuen Gefängnisse, das ihnen besser gefiel als die von Longwy und Thionville, in welchen sie während der letzten Woche aufbewahrt worden waren. Von den kleinen Fenstern aus sahen sie hier in ein liebliches Thal hinab. Schmale Wiesen zogen sich an dem Maasflusse entlang, begrenzt von waldigen Bergeshöhen. Der freundliche Gefängniswärter hatte den elfen die Namen der zahlreichen Punkte genannt, welche sie von ihrer Kasematte aus überschauen konnten, und Leopold Zahn, der älteste der Gefangenen, schrieb sich dieselben auf, um seiner Frau gelegentlich das Bild einer französischen Landschaft zu entwerfen.

Auf dem linken Stromufer lag die kleine Stadt Donchery mit ihren kleinen Ziegeldächern. Vor ihnen aber erhob sich das Land zu theils bewaldeten, theils lehmigen, fahlen Hügeln, hinter welchen am Horizont die mächtige, halbkreisförmige Bergkette

der Ardennen emporragte. In der Mitte zwischen diesen Hügeln und dem eben erwähnten Städtchen lagen zahlreiche Weiler und Dörfer in Gebüsch und Waldung versteckt. Da wendet sich die Maas in doppelter Krümmung, eine Landzunge bildend, und tritt dann hinaus in die ferne, weite Ebene. Hier an der Biegung lagen die Orte Igges, im Wiesen- grunde Billette und nach rechts hin das Dorf Glaiç. Mehr nach Süden hin überschauten die Gefangenen die roten Dächer von Balan und weiterhin die stattlichen Häuser des Fleckens Bazeille. Es war ein Bild von bezaubernder Schönheit, das sich ihnen hier darbot, und sie wurden nicht müde, den Wechsel der Szenerie zu beobachten, den das Licht der Sonne hervorzauberte.

Hätte ihnen damals jemand gesagt, welch ein großartiges historisches Ereignis sich in dem roman- tischen Thale vollziehen, daß hier der Neffe Napoleons vor einem preußischen Könige die Waffen strecken würde, sicher wären die Banden ihnen noch einmal so leicht geworden. Vor ihnen in den waldigen Höhen von Garenne und Givonne kämpften sechzig Jahre später die preußischen Garden, bei Bazeille und Balan die Bayern, und bei Donchery, Illv und Floing die Truppen des Kronprinzen, und nicht weit von dem Punkte, wo sie gefangen saßen, stand Napoleon III., mit verzweifelten Blicken nach Befreiung aus dem Eisenringe der Deutschen schauend.

Wohl hätte man den armen Gefangenen einen Blick in diese glorreiche Zukunft ihres Vaterlandes gönnen dürfen. Ihr Herz blutete bei dem Gedanken

an ihre Lage und der ihrer fernen Heimat, und gewiß wären sie noch freudiger in den Tod gegangen, wäre ihnen eine Ahnung geworden von der Bedeutung des Ortes, an dem sie sich befanden.

Einst saßen die elf eines Abends um den großen eichenen Tisch und sprachen von der Vergangenheit. „Wäre nur erst das Kriegsgericht gebildet,“ meinte Ferdinand Galle, ein Berliner Kind, „das Leben wird zu langweilig.“

„Ich vermute,“ entgegnete Leopold Zahn, „daß es hierzu nicht kommen wird. Meine Frau hat einen mächtigen Verwandten am bayrischen Hofe, der wird ein Wort für uns einlegen und uns über kurz oder lang befreien.“

In diesem Augenblick öffnete der Gefängniswärter die Kasemattenthür und sagte nach einem höflichen guten Abend: „Ein Herr wünscht Sie zu sprechen.“

Ein Fremder trat dann hinter dem Sprecher hervor und sagte mit kräftiger Stimme: „Grüß Euch Gott, meine Kameraden!“

„Donner und Doria!“ rief da Karl von Wedell, „da ist ja mein Vetter Heinrich!“

Und richtig, er war's. Heinrich von Wedell, welcher bei Dodendorf verwundet in die Hände der Feinde gefallen war, stand vor ihnen. Wie ein Sturmwind flogen alle auf ihn los. Eine Begrüßungsszene sondergleichen folgte, und erst als die Freude sich ein wenig gelegt hatte, setzte man sich.

„Ich habe mir von dem gutgesinnten Kommandanten,“ sagte Heinrich von Wedell, „sobald ich

Guer Hiersein erfuhr, die Erlaubnis erbeten, Euch besuchen zu dürfen. Ich unterrichte nämlich dessen Knaben und führe ein sonst erträgliches Leben.“ Dann erzählte er den elfen auf deren Wunsch kurz die Geschichte seiner Verwundung.

„Ich warf mich damals,“ sagte er, „mit meiner fünfzig Mann starken Infanterie in Dodendorf hinein. Meine Leute waren wohl bewaffnet, aber nicht uniformiert. Nach kurzem aber blutigem Kampfe standen wir mitten im Dorfe, umringt von Feinden, welche uns, da sie ihre Aufmerksamkeit auf Schill und seine Husaren richteten, erst wenig beachteten. Stets aber drängtet Ihr Reiter mir mehr Franzosen auf den Hals, denn alle suchten sich vor Euch in das Dorf zu flüchten, und endlich waren meine Leute bis auf zwanzig Mann zusammengeschrumpft. Diese zu retten, versuchte ich die Feinde zu täuschen und gab mit einem Taschentuche ein Zeichen, daß sie mit dem Feuern einhalten möchten, während ich meinen Leuten den Befehl gab, sich unverzüglich aus der Straße, in welcher wir eingeschlossen waren, nach der Chaussee hin ins Freie zu retten, wo ich mich zu ihnen gesellen wollte. Nach dieser kurzen Instruktion ging ich den Feinden entgegen, fand aber einen so bösen Empfang, denn viele legten ihre Gewehre auf mich an, daß ich es für geraten fand, meinen Leuten nachzueilten. Da traf mich die Kugel, ich stürzte und war bald darauf ein Gefangener.“

Nachdem nun auch Jahn die Schicksale der elf kurz erzählt hatte, trennte sich Heinrich von Wedell für den Abend. „Lange werdet Ihr nicht, wie

ich hörte, in Sedan gehalten," sagte er beim Abschiede.

"Hoffen wir, daß wir uns bald in unserem Vaterlande wiedersehen werden," entgegnete Daniel Schmidt.

"Hast Du etwas von unserm baldigen Ausbruche gehört?" fragte Karl von Wedell seinen Vetter.

"Der Adjutant des Kommandanten sprach davon," antwortete der Gefragte.

"Das thut mir leid für Flemming," meinte Adolf von Keller.

"Weshalb?" fragte der Besuch, während die anderen lachten und den Bezeichneten, den jüngsten ihrer Zahl, heimlich neckten, so daß dieser sein Errotten nicht verbergen konnte.

"Er hat hier bereits die Teilnahme eines schönen Mädchens gefunden," sagte von Keller. "Als wir vor einigen Tagen hier einrückten, Mann an Mann geschlossen, da ging Flemming als der erste am Ende des Zuges. Plötzlich eilte aus einem stattlichen Hause ein liebliches Mädchen auf die Straße, musterte uns mit teilnehmenden Blicken, dann trat sie eilig auf Flemming los, ergriff dessen Hand und sagte: "Wie bedauere ich Sie, armer junger Mann." Schnell aber, als schäme sie sich der Rundgebung ihrer Gefühle, eilte sie von dannen. Noch aber sehe ich unsern Flemming dastehen mit entzückten Mienen und strahlendem Auge, noch höre ich seinen Ausruf: "Die Gute!" Hätten ihn die Gendarmen nicht vorwärts gestoßen, ich glaube gar, er stände noch da und wäre, wie Lots Weib

beim Anblicke des brennenden Gomorrha, zur Salzsäule geworden.“

„Ist dem so?“ fragte Heinrich von Wedell den Geneckten lächelnd.

„Ganz und gar so,“ erwiderte der neunzehnjährige Friedrich von Flemming, ohne sich an die spöttelnden Kameraden zu kehren. „Und ich wäre Dir, Bruder, zum großen Danke verpflichtet, wenn Du mir sagen könntest, wie dieses Mädchen heißt.“

„Aus welchem Hause kam sie hervor?“ fragte Wedell.

„Es liegt am Eingange zum Marktplatze,“ antwortete Flemming.

„War das Mädchen von mittlerer Größe, trug es sein Haar in zwei stolzen, langen Zöpfen?“ forschte jener.

„So ist es,“ erwiderte der andere, „in zwei herrlichen Zöpfen mit roten Bändern!“

„Hilf, Himmel, dann ist es die Tochter des Kommandanten!“ rief Heinrich von Wedell.

„Wir gratulieren,“ donnerten die anderen im Chor, den Kameraden umdrängend, welcher totenbleich die Glückwünsche seiner Gefährten entgegennahm.

„Triffst Du das Mädchen, Bruder?“ wandte er sich an den Besuch.

„Jeden Tag,“ entgegnete Wedell, „und wenn Du ihr einige Worte des Dankes schreiben willst, so werde ich sie besorgen, denn häufig tritt sie in die Stube ein, wenn ich ihren Bruder im Deutschen unterrichte. Hier ist ein Stück Papier und Bleistift.“ Mit diesen Worten zog er beides aus der

Brieftasche hervor und reichte es Flemming hin. Dieser aber setzte sich schnell an den eichenen Tisch und schrieb auf französisch: „Wertes Fräulein! Wohl nie ist das Herz eines armen Gefangenen mit mehr Trost erfüllt worden als vorgestern, da Sie mir Worte des Mitleids sagten. Ich vergaß meine Lage, da ich ihr ja Ihre teilnehmende Anrede verdanke, ich vergaß die Leiden der vergangenen Zeit, weil sie Ihr Herz für mich gewonnen. Nie wird Ihr edles, schönes, so menschliches Verhalten vergessen Friedrich von Flemming.“

Dieses Briefchen übergab er dem wartenden Bedell, und lächelnd steckte dieser es ein, versprechend, seine Rolle gut spielen zu wollen.

Für den Abend hatten die elf weiter keine Langeweile mehr. Sie freuten sich des Zusammentreffens mit ihrem alten Kriegsgesährten und des kleinen Liebeshandels ihres Leidensgenossen. Bis tief in die Nacht unterhielten sie sich über die möglichen Folgen des Briefes, und Friedrich von Flemming war wohl der letzte, welcher einschlief.

Mit Ungeduld erwarteten die elf am andern Tage den Abend, weil sie hoffen durften, daß Heinrich von Bedell wieder erscheinen würde, und richtig kam er gegen acht Uhr an. Aber heute war seine Miene so ernst, so traurig, daß alle erschrafen.

„Ich bringe Euch keine gute Botschaft,“ sagte er und schüttelte jedem, der Reihe nach, die Hand. „Als ich heute wie gewöhnlich dem Sohne des Kommandanten Unterricht erteilte, sagte der Junge, welcher mich sehr liebt, ich möchte doch nicht wieder zu Euch gehen, und als ich fragte, weshalb er

solches nicht wünsche, entgegnete er, Papa habe ihm gesagt, die elf Offiziere würden morgen über Thionville nach Wesel gesandt, um dort auf Befehl des Kaisers erschossen zu werden.

Einen Augenblick standen bei dieser Mitteilung die elf wie vom Donner gerührt da. Leopold Jahn erholte sich zuerst. „Führt man uns nach Wesel,“ sagte er, „so ist's zu unserer Befreiung. Was sollte Napoleon dabei haben, uns gerade dort erschießen zu lassen?“

„Er will Deutschland erschrecken,“ antwortete Heinrich Wedell ernst. „Man wird Euch in Wesel den Prozeß machen, und der Schluß desselben ist Euer Tod. Deshalb folgt meinem Räte und sucht unterwegs das Weite.“

„Wir gaben einander unser Ehrenwort, zusammen zu bleiben,“ riefen mehrere.

„Entbindet Euch gegenseitig von demselben und lauft davon,“ meinte Wedell. „Ihr habt den Kaiser gegen Euch, und keine Macht der Erde kann Euch vor dem retten!“

„Und doch glaube ich noch nicht, daß man also mit uns spielen wird,“ sagte Leopold Jahn. „Ich vermute sogar, daß man uns in Wesel entlassen will. Mein Weib mag eben jetzt ihren Verwandten in Bewegung gesetzt haben, und dessen Einfluß ist bedeutend.“

„Mein Rat geht ein für allemal dahin,“ sagte Wedell, „flieht, sobald sich Euch Gelegenheit bietet. Doch bald hätte ich vergessen,“ fügte er, sich an Flemming wendend, hinzu, „daß ich heute zum zweitenmal Briefbote bin.“ Mit diesen Worten

zog er ein zierliches Briefchen hervor und reichte es Friedrich von Flemming, der dasselbe hastig ergriff und las.

„Was steht in demselben, dürfen wir den Inhalt oder einen Teil desselben erfahren?“ fragten alle nach einer Pause.

„Ihr sollt ihn hören,“ sagte Flemming und las: „Fliehen Sie, bester Freund, fliehen Sie, sobald als möglich. Angst beklemmt mein Herz, wenn ich daran denke, daß für Sie und Ihre Kameraden keine Hoffnung mehr ist. Das Dekret des Kaisers lautet auf Fortführung nach Wesel und Erschießung. Ich habe selbst eine Abschrift davon in dem Bulte meines Vaters gelesen. D könnte ich Sie retten! So jung und schon sterben müssen, es ist zu schrecklich!“

Ein Gedanke steigt in mir auf; alles, alles in mir drängt zu Ihrer Rettung. Das Fenster Ihrer Kasematte ist nicht sehr hoch. Vielleicht vermögen Sie die Eisenstangen zu beseitigen, vielleicht gelingt es mir, Ihnen von unten ein Seil zuzuwerfen, an welchem Sie sich herablassen. Ja, ich will es, ich will mit Ihnen fliehen, ich will alles, alles verlassen, um Ihr Leben zu retten. Senden Sie mir durch den Boten Nachricht, ob Sie wollen oder nicht. Ihre Fantine N.“

„Ein edles Mädchen!“ riefen die Offiziere wie aus einem Munde.

„Ich schlage vor,“ sagte Gambain, „daß sich Flemming rettet.“

„Das Eisengitter brechen wir bald entzwei,“ meinte Felgentreu.

„Und ich habe geschworen,“ entgegnete Friedrich von Flemming, „mein Schicksal nicht von dem Eurigen zu trennen.“

„Schreibe ihr,“ sagte Jahn, „daß ihre Befürchtungen unbegründet sein müßten, Du hofftest in kurzem frei zu sein und sie zu begrüßen.“

„Flemming soll sich retten!“ riefen die anderen, während inzwischen dieser an den Tisch getreten war und mit Bleistift eine Antwort unter die Worte Fantinens setzte.

„Was hast Du geschrieben?“ fragte Friedrich von Trachenberg, als jener sich anschickte, den Brief zuzufalten.

„Daß ich Euch nicht verlassen werde,“ antwortete Flemming.

„Höre mich an, Bruder,“ sagte in diesem Augenblicke Gabain. „Mir zuliebe, mich zu besuchen, verließest Du, als Du hörtest, daß ich mich zu Stralsund unter Schill aufhielt, das stille Elternhaus. Am dreißigsten Mai kamst Du an, wir trafen uns auf dem Marktplatz, wo Dich auch Schill sah und begrüßte; am folgenden Tage wolltest Du uns wieder verlassen, da brach das düstere Ereignis herein, und Du wurdest mit uns gefangen, obgleich Du keine Waffen trugst und Dich nicht am Gesechte beteiligtest. O Flemming, lieber, treuer Freund der Jugend, fliehe, fliehe! Du bist unschuldig und leidest mit uns, die wir mit den Waffen in der Hand gefangen wurden. Fliehe mit dem edlen Mädchen, es werde Dein Weib; und sollten wir sterben, so bekränze einst das Grabmal Deiner Freunde mit dem Eichenkranz!“

„Er hat recht,“ riefen die anderen erschüttert aus. „Flemming muß sich von uns, mit denen er nur durch Zufall verbunden ward, losreißen,“ sagte Karl von Keffenbrink.

„Ich bleibe,“ antwortete Flemming, während sich eine Thräne über seine gebräunte Wange stahl, „und wenn es sein muß, sterbe ich mit Euch den Tod der Ehren. Hier ist der Brief!“ Mit diesen Worten reichte er Heinrich Wedell das Papier, der es dann nach einigem Zögern annahm und zu besorgen versprach.

Schon wollten die übrigen mit neuen Protesten die Zurückgabe erzwingen, als sich die Kerkerthür öffnete und der Kopf des Wärters zum Vorschein kam. „Es ist Zeit zur Trennung!“ sagte er flüsternd.

„Lebt wohl, meine Brüder,“ rief Wedell aus, „sehen wir uns hier nicht wieder, sodann doch droben!“

„Grüße mir die Tochter des Kommandanten recht herzlich!“ sagte Friedrich von Flemming. Die schwere Gefängnißthür krachte, und die elf waren wieder allein.

Fünftes Kapitel.

Nach Wesel.

Früh am folgenden Morgen trat in das Gefängnis der Schillschen Offiziere ein Hauptmann. „Ich bin beauftragt, Sie nach Wesel zu führen,“ sagte er, nachdem er die elf in kameradschaftlicher Weise begrüßt hatte, „in einer halben Stunde müssen Sie bereit sein.“

„Wir sind imstande, Ihnen sofort zu folgen,“ antwortete Leopold Jahn. „Haben Sie die Freundlichkeit, uns unsere Verhaltungsmaßregeln zu geben.“

„Man wird Sie auf zwei Leiterwagen führen, welche von einer Kompanie berittener Jäger begleitet werden,“ entgegnete der Kapitän. „Im übrigen bin ich nur beordert, Sie glücklich nach dem Ort Ihrer Bestimmung zu bringen; mein Verhalten zu Ihnen wird von dienstlichen, aber auch von kameradschaftlichen Pflichten bedingt sein.“

„Wir danken Ihnen,“ erwiderte Jahn.

„Eins habe ich noch hinzuzufügen,“ sagte der Kapitän, ein sehr jugendlicher und schöner Mann. „Meine Schwester wird die Gelegenheit meiner

Reise über Trier benutzen, um eine nahe Verwandte daselbst zu besuchen; ich hoffe, daß sich die Herren darüber nicht beschweren werden, daß sie Teilnehmerin unserer Reise ist."

"Keineswegs," antworteten die elf und ordneten sich zum Hinaustritt aus der Kasematte.

Unten im Hofe standen die Wagen und die Reiter bereit. In einem Augenblicke hatten die Gefangenen die an den Leitern entlang für sie angebrachten Sitze eingenommen. Sie winkten noch einmal dem Gefängnißwärter einen dankenden Gruß zu, und davon rollten die Wagen erst auf die schmalen Straßen von Sedan und dann durch das Maasthor über die Brücke nach Givonne hin.

Kaum aber hatten sie die Festung verlassen, als eine kleine Kutsche, gezogen von zwei Pferden, ihnen nacheilte und sich ihnen anschloß. Der Kapitän ritt an dieselbe heran, begrüßte die Insassin, und dann ging es durch die waldigen Ardenennen dahin.

Mit nicht geringer Teilnahme betrachteten die elf, von ihren Wagen aus, das dritte Gefährt; eifrigst spähten sie, die Dame zu entdecken, aber ihre Bemühungen blieben lange ohne Erfolg.

So erreichte die Karawane die Umgegend von Trier. Sie übernachtete in einem Dorfe vor dieser Stadt, und die Gefangenen wurden in einem großen Zimmer des Gasthofes untergebracht und saßen, ermüdet von der Fahrt und den schlechten Wegen, auf den schmalen Bänken, die an den Wänden angebracht waren. Der Kapitän hatte bereits seinen gewöhnlichen Abendbesuch gemacht

und sich nach dem Befinden und den Wünschen der elf erkundigt. Trübe brannte die Lampe in dem Zimmer, und ihr melancholisches Aufflackern deutete an, daß ihr Delvorrath bereits auf die Neige ging. Von draußen von den Fenstern her erschallten die langsamen Schritte des Wachtpostens. Der Führer des Transportes hatte die Thür zu dem Gefangenenzimmer abgeschlossen und den Schlüssel eingesteckt.

Plötzlich aber öffnete sich dieselbe vorsichtig noch einmal, und eine leise Stimme fragte auf französisch: „Ist Herr von Flemming zu sprechen?“ Die Offiziere blickten erstaunt nach der Thür hin, aber keiner erkannte den Frager. Nach einer Pause aber fuhr die Stimme fort: „Herr von Flemming wird gebeten, auf einen Augenblick herauzutreten!“ Rasch sprang der Verlangte auf seine Füße und eilte zur Thür hin, in der Absicht, dieselbe weiter zu öffnen und den Fremden zu bitten, hereinzutreten. Ehe er aber dieses ausführen konnte, erfaßte ihn eine Hand und zog ihn sanft heraus. Hierbei aber fiel der Schlüssel aus der Thür zur Erde und zwar innerhalb des Zimmers.

Mit hohem Erstaunen verfolgten die übrigen Gefangenen dieses Ereignis, aber kein Laut verriet ihnen, was weiter geschah. Eine tiefe Stille folgte. Die Thür war wieder zurückgeschoben worden, und außer dem Tritt des Wachtpostens von draußen vernahm man nichts.

„Flemming ist gerettet,“ sagte Schmidt.

„Ich gönne es ihm,“ meinte Gabain, „er litt unschuldig, und keiner kann ihm zürnen, wenn er sein Geschick von dem unsrigen trennt.“

Alle stimmten ein und zerbrachen sich dann die Köpfe, wer wohl der Unbekannte gewesen sein möchte, welcher so geheimnisvoll ihren Kameraden herausgerufen hatte.

So verging wohl eine Viertelstunde; heftiger flackerte die trübe Lampe empor, als plötzlich mehrere heftige Schritte laut wurden, man hörte ein halbunterdrücktes Schluchzen, hierauf einen kurzen Aufruf, welcher ein „Lebewohl“ bedeuten mußte, und dann trat Heinrich von Flemming wieder in das Gemach seiner Gefährten. Sein Antlitz war blaß wie der Tod, er wankte nach der Bank hin und sank auf dieselbe nieder.

Alle sprangen empor und umringten ihn. „Was ist Dir geschehen?“ fragte Gabain und legte seine Hand um die Schulter seines Freundes, als ob er ihn stützen wolle. Einige Minuten vergingen, Flemming schien vorerst sprachlos zu sein, endlich aber hatte er sich so weit erholt, daß er die dringende Neugier seiner Leidensgefährten befriedigen konnte.

„Mir ist jetzt alles, alles klar,“ sagte er. „Jene Dame in der Kutsche, welche uns bis hierher begleitet hat, denkt Euch, ist Fantine, die Tochter des Kommandanten von Sedan. Gott des Himmels, wie wurde mir, als sie draußen in dem Gange ihre Hand auf meine Schulter legte und sagte: „Erschrecken Sie nicht, ich bin es, Fantine, Ihre Freundin, gekommen, Sie zu retten. Dorthin führt der Weg zur Hofthür; sie ist unbewacht, meine Kutsche steht bereit, fliehen Sie!“

„Sie wollte mich, den Erstaunten und Widerstrebenden, fortziehen, ich fühlte, daß ihre Hand zitterte, und unendlicher Schmerz zerriß meine Brust. Ich darf nicht, ich darf und kann meine Kameraden nicht verlassen!“ flehte ich leise.

„Wer verbietet Ihnen das?“ fragte sie bebend.

„Meine Ehre und mein Gewissen,“ antwortete ich.

„Aber die Liebe gebietet Ihnen zu fliehen, zu fliehen!“ rief sie halblaut. „Sie sind ein Kind des Todes, wenn Sie nicht die Gelegenheit benutzen. Man wird Sie in Wesel töten, glauben Sie's mir! Und was soll dann aus mir werden? Gott, ich vermag den Gedanken nicht zu fassen!“

„Ohne meine Kameraden kann ich nicht fliehen,“ erwiderte ich erschüttert.

„Sie werden ihre Wege finden,“ meinte sie, „der Schlüssel steckt in der Thür. Aber kommen Sie, fliehen Sie mit mir, ich flehe Sie an!“

So bat, so jammerte das Mädchen, und fast wäre ich willenlos geworden, aber zur rechten Zeit fiel mir etwas ein. „Was aber wird aus Ihrem Bruder, wenn seine Gefangenen entflohen sind?“ fragte ich.

Einen Augenblick schwieg sie nach meinem Einwurfe, dann aber sagte sie rasch: „Er wird nur seine Stelle verlieren. Was schadet das! Er ist doch kein großer Freund seines Berufes und liebt mehr die Bücher und stillere Beschäftigungen!“

„Wenn er aber seine Gefangenen entfliehen läßt, so wird ihm das Napoleon so leicht nicht verzeihen.“

Denken Sie nur, Ihr Bruder stände vor einem Kriegsgericht!"

"O Gott im Himmel," rief sie dann schmerzvoll aus, "in welcher Lage hast Du mich geführt!" Nach einer Pause aber sagte sie dann: "Ich verstehe nichts von dem, was Sie mir vorgeführt haben. Eines nur weiß ich, fliehen Sie mit mir, retten Sie Ihr Leben!"

"Lange, lange hat es gewährt," fuhr Friedrich von Flemming nach kurzem Schweigen mit bebender Stimme fort, "ehe ich die Arme bewegen konnte, mich meinem Schicksale zu überlassen."

"Du bist ein herzloser Mensch," rief Gabain aus, als sein Freund schwieg. "Du opferst das Schönste des Menschenlebens Deinen thörichten und übertriebenen Ansichten von Ehre und Freundschaft. Was mich betrifft, so verzichte ich gern auf Deine fernere Gesellschaft, wenn ich wüßte, daß Du gerettet wärest und der Wunsch dieses in der That bewunderungswürdigen Mädchens erfüllt worden."

Alle drangen nun noch einmal in Flemming, sein Schicksal von dem ihrigen zu trennen, aber vergeblich. Der junge Offizier beharrte, so schwer es ihm wurde, auf seinem Entschluß. Nachdem man das merkwürdige Vorkommnis nach verschiedenen Seiten betrachtet und besprochen hatte, streckte man sich endlich auf die hölzernen Bänke und schlief, nach Soldatenmanier, fest und gesund bis zum nächsten Morgen.

Gegen sechs Uhr kamen eilige Schritte den Gang heran. Die Thür flog auf, und der Kapitän stand bleichen Antlitzes vor den elfen. "Der

Himmel sei gepriesen!“ sagte er, nachdem sein Auge die Zahl der Gefangenen überflogen und keinen vermißt hatte, „fast dachte ich, Sie wären über alle Berge. Ich hatte vergessen, Ihr Lokal zu verschließen und bemerkte mein Versehen erst, als ich soeben meinen Schlüssel suchte.“

„Hier ist der verlorene Gegenstand,“ sagte Leopold Jahn und reichte dem Franzosen den Schlüssel, den dieser, erstaunt und erschrocken zugleich, empfing.

„Der Henker mag wissen,“ meinte er, „was mir gestern abend im Sinne gelegen!“

Als nun nach einer Stunde sich der Zug wieder in Bewegung setzte, fehlte, wie die elf bald bemerkten, die Kutsche. Sie war, wie sie zufällig erfuhren, bereits vorangefahren und hatte Trier vor ihnen erreicht. Fortan führte der Weg durch die öde Gegend der Eifel in trostloser Einsamkeit dahin. Häufig genug hörten die Gefangenen das Geheul der Wölfe, welche damals so zahlreich in den Gegenden an der Mosel auftauchten, daß kaum ein Tag ohne schreckliche Unglücksfälle verging. Endlich aber gelangte man nach Geldern. Kaum drang die Kunde ihrer Ankunft durch die Stadt, als preußisch gesinnte Männer sich entschlossen, den elfen zur Flucht behülflich zu sein. Man hatte sie in einem verfallenen Arrestlokal untergebracht und vor dasselbe nur eine Schilwache gestellt. Der Kapitän war mit seinen Jägern umgekehrt, weil ein entgegengeschickter französischer Offizier von Geldern bis zum nahen Wesel seine Stelle übernehmen sollte. Alles schien der Absicht

der Bürger zu dienen, nur nicht die Gefangenen selbst. Auf eine Andeutung seitens der Bewohner, daß das Gelingen der Flucht nicht unwahrscheinlich sei, entgegnete Leopold Zahn: „Die Stunde der Freiheit ist nahe, die Rückkehr ins Vaterland aber würde uns durch eigenmächtiges Vorgehen für immer verlegt sein. In Wesel wartet unser ein Verhör und darauf die Entlassung.“

Auch die übrigen Gefangenen teilten diese Ansicht des Erfahrensten und Ältesten ihres Kreises, auch sie hofften, daß ihnen baldige Befreiung bevorstehe. „Will man uns töten,“ meinte Schmidt, „so hätte dies füglich noch besser in Sedan, Montmedy oder Thionville geschehen können, als in Wesel. Dort hätte kein Hahn um uns gekräht, in der deutschen Stadt aber würde, wenn man uns erschösse, eine Bewegung entstehen, deren Wellen sich über ganz Deutschland ergössen!“

So dachten, so sprachen die unglücklich Verblendeten! Keine innere Stimme sagte ihnen, daß Napoleon durch einen grausamen Akt, begangen in einer deutschen Stadt, der Welt zeigen wollte, wie sehr er unser Vaterland gedemütigt, wie sehr er daher die Freiheitsbestrebungen des deutschen Volkes verachten könne.

Sechstes Kapitel.

Die Verurteilung.

Die elf Offiziere zogen gegen Mitte August in Besel ein. Die preußisch gesinnte Bürgerschaft empfing ihren Zug mit teilnehmendem Ernste. Nachdem sie sich bei dem Kommandanten Lemoine gemeldet hatten, wurden sie sofort zur Citadelle abgeführt, in welcher man ihnen die dunklen Gemächer auf der rechten Seite des Thores zur Wohnung anwies. Schon nach wenigen Tagen sollten den armen Gefangenen die Augen über ihr Schicksal geöffnet werden. Angehörige des Leutnants Felgentreu schickten demselben durch ein Bankhaus eine kleine Summe Geldes. Ein Bürger war beauftragt worden, dieses dem Gefangenen einzuhändigen, da er aber hierzu die Erlaubnis des Kommandanten haben mußte, wandte er sich bittend an diesen um eine Karte. „Die Herren haben kein Geld mehr nötig,“ entgegnete dieser achselzuckend, erlaubte aber auf wiederholte Bitten, daß der Bürger die Offiziere zur Ueberreichung des Geldes besuche.

Sobald die elf erfuhren, daß sie auf Befehl Napoleons als Räuber gerichtet werden sollten,

sahen sie sich nach einem Rechtsbeistande um. Der Advokat Perwez hatte den Mut, die Sache der Gefangenen zu vertreten, und that es mit beispielloser Kühnheit und Hintansetzung seiner persönlichen Sicherheit. Das Kriegsgericht wurde gebildet; jedoch kostete es viele Mühe, einen Präsidenten desselben zu gewinnen. Verschiedene höhere Offiziere lehnten diese Würde, Kränklichkeit vorschüßend, ab, denn sie mochten voraussehen oder wissen, daß sie nicht nach freier Ueberzeugung handeln durften. Endlich erklärte sich ein Oberst Grand bereit, die Leitung der Angelegenheit zu übernehmen und nach dem Wunsche des Kaisers auszuüben.

Am 16. September ward die Voruntersuchung unter der Leitung des Kapitäns Gavin in dem Saale der Citadelle abgehalten. Die elf wurden vorgeführt und nach ihrem Namen, Alter und Stand befragt. Außerdem erkundigte sich Gavin bei jedem einzelnen, wie lange er gedient habe, auf welche Weise er zum Schillschen Korps gekommen sei und zu welcher Zeit er Berlin verlassen habe. Auf die Frage, ob der König von Preußen ihnen den Befehl zum Ausbruche erteilt, erklärten alle, daß sie allein den Befehlen ihres Majors gefolgt seien.

Während die Offiziere also befragt wurden, gelang es dem umsichtigen Verteidiger Perwez, einen flüchtigen Blick in die Papiere des Sekretärs zu werfen, welcher nicht weit von ihm seinen Platz hatte, und er gewahrte zu seinem hohen Erstaunen das kurze Dekret des Kaisers, welches über die Gefangenen verfügte.

„Die zwölf Offiziere des Schillschen Korps,“ so hieß es in demselben, „welche mit den Waffen in der Hand gefangen sind, sollen zu Wesel vor ein Kriegsgericht gestellt und als Räuber behandelt und gerichtet werden (de les traitez en brigands, de les juger comme tels).“

Raum hatte er das verhängnisvolle Schriftstück gelesen, als er auch zu dem deutschgesinnten Dolmetscher, welcher neben ihm saß, sagte: „Der Kaiser befiehlt den Tod, der ganze Prozeß ist nur Spiegelfechtere!“

Obgleich er dies leise sprach, so hatte es doch der hinter ihm stehende Leutnant Schmidt gehört und den Zusammenhang verstanden. Um seine Kameraden zu retten, rief er aus: „Wenn denn der Kaiser durchaus Blut will, so nehme er mein Leben; gern setze ich dasselbe ein, um das meiner Freunde zu retten!“

Der Vorsitzende Gavin, gerührt ob dieses Entschlusses, bat den Sprecher, von seinem Vorsatz abzustehen, da derselbe doch nicht ausgeführt werden könne, versicherte aber dann den ersten, daß er alles für sie thun würde, was ihm seine Ehre und Pflicht erlaube. Sein Bericht über das erste Verhör, welchen er dem Präsidenten überreichte, war auch so günstig abgefaßt, daß an ein Todesurteil nicht gedacht werden konnte. Der Oberst Grand aber verwarf denselben und erteilte dem Kapitän den Befehl, in der zweiten Sitzung den gefangenen Offizieren einfach nur die Frage vorzulegen: „Woher hat der Major Schill auf seinem

Zuge das Geld genommen, um seine Truppen zu bezahlen?"

Als nun Cavin diese Frage später an die elf richtete, konnten diese nicht leugnen, daß sie auf ihrem Zuge auf Schills Befehl die öffentlichen Kassen weggenommen hatten, und auf diesen zweiten Bericht hin trat am 16. September das Kriegsgericht zusammen, und zwar um 9 Uhr vormittags in dem Saale der Zitadelle, um das Urteil zu fällen.

Früh am Morgen aber des genannten Tages verließ, ehe noch das neue Licht die Nebel, welche aus den Wasserflächen der übergetretenen Flüsse Rhein und Lippe gestiegen, durchbrochen hatte, ein Sergeant mit Arbeitssoldaten Wesel und zog aus dem Thor der Festung nach einer hochgelegenen Stelle des Exercierplatzes hinaus. Trübe brannten die Laternen der Männer. Nicht Gewehre oder Säbel glänzten in ihren Händen, sondern Spaten und Hacken. An dem Orte ihrer Bestimmung angekommen, warfen sie drei große Vertiefungen auf, es waren die Gräber der elf, welche, eben aus ihrem unruhigen Schlafe erwachend, sich anschickten, dem Gerichte anzuwohnen, das über ihr Leben entscheiden sollte. Sechs Stunden vor dem Urtheile grub man also die Gräber. Ist wohl je ein unfreieres, schmählicheres Kriegsgericht zusammengesetzt worden, als jenes zu Wesel, welches über die elf zu richten bestimmt wurde?

Noch waren die Totengräber mit ihrem Geschäfte nicht fertig, als der heraufsteigende Morgen ihre Thätigkeit beleuchtete. Bewohner des nahen

Fürstenberg, Landleute, die der Weg zum Felde vorbeiführte, kamen heran und betrachteten die Soldaten, selbst viele Bürger aus der Stadt wurden durch den wachsenden Menschenhaufen herbeigelockt, und endlich war der Andrang so stark, daß die Franzosen von Furcht erfüllt wurden, und der Kommandant, welcher von dem Ausströmen der Weseler Kunde erhielt, den Befehl erteilte, die vier Stadthore zu schließen, die Wachen zu verstärken und Versammlungen von Einwohnern mit bewaffneter Hand auseinander zu treiben.

Jetzt erst trat das Kriegsgericht zusammen. Die Mitglieder desselben saßen an einem langen Tische, auf einer schmalen Bank die elf Gefangenen. Noch einmal wurde ihnen die oben erwähnte verhängnisvolle Frage vorgelegt, und noch einmal gestanden sie ein, daß sie auf Schills Befehl allerdings öffentliche Kassen aufgehoben hätten. Dann hielt Perwez seine mutige Verteidigungsrede. Mit großer Gewandtheit bewies er, daß selbst Schill kein Räuber gewesen sei, und daß, wenn der Führer als ein solcher nicht hätte verurteilt werden können, seine Untergebenen erst recht den Namen Räuber nicht verdienten, da sie nach den Gesetzen des Militärdienstes alles thun mußten, was ihr Führer ihnen befahl. Mehrere Male ging die Kühnheit des Verteidigers so weit, daß ihm der Vorsitzende des Gerichtes zu schweigen befahl, aber er ließ sich nicht stören, sondern brachte seine Rede sicher und fest zu dem Schlusse, daß die elf vor keinem Gesetze der Erde des Todes schuldig wären.

Inzwischen waren die Gefangenen in ihre Zellen zurückgeführt worden. Eine Viertelstunde nur beriet das Gericht über das Geschick von elf Männern, dann kehrte es zurück mit dem einstimmig beschlossenen Todesurteil.

Mittlerweile war es zwölf Uhr geworden. Die Trommeln der Wache wirbelten, die Soldaten traten unters Gewehr, und dann erschienen die elf, um aus dem Munde des Kapitäns Gavin ihr Geschick zu vernehmen. Von Franzosen umringt, inmitten feindlicher Waffen, standen die Freunde im tiefen Schweigen. Noch einmal wirbelten die Trommeln, dann ward alles still, und Gavin las:

„Das Kriegsgericht verurteilte einstimmig Leopold Jahn, Daniel Schmidt, Ferdinand Galle, Karl von Wedell, Adolf von Keller, Konstantin von Gabain, Friedrich von Flemming, Friedrich Felgentreu, Karl von Kessenbrink, Friedrich von Trachenberg und Albert von Wedell zur Todesstrafe und giebt dem Kapitän Gavin auf, dies Urteil seinem ganzen Inhalte nach innerhalb vierundzwanzig Stunden vollziehen zu lassen.“

Die Trommeln rasselten aufs neue, und Gewehre klirrten in den Händen der Grenadiere. Die elf aber standen am Ziele ihrer Laufbahn. Keine Gnade war weiter zu hoffen, und mit festem Mute überwandnen sie die Bestürzung, welche sich ihrer bei dem Vorlesen dieses unerwarteten Urtheils bemächtigt hatte.

„Wie lange Zeit wird man uns lassen?“ fragte Jahn.

„Eine Stunde,“ antwortete der französische Kapitän.

„So gebt uns Tinte, Feder und Papier, damit wir den Ansfrigen ein kurzes Lebewohl schreiben,“ sagte Jahn. — Das Verlangte wurde ihnen gewährt, und noch einmal traten die Gefangenen in ihre Räume zurück, um den letzten Gruß an Eltern und Geliebte, an Weib und Kind zu schreiben.

Siebentes Kapitel.

T o d.

Generalmarsch wirbelte durch die engen Straßen von Wesel, dumpf schallten die Fußtritte der Soldaten und das Gestampf der Kofse. Kaum aber schlugen die Kirchenguhren die erste Stunde des Nachmittags, da öffneten sich die Thore der Citadelle, und eine Abteilung Kavallerie mit gespannten Karabinern ritten langsam hervor, ihnen folgte eine Kompanie Grenadiere, dieser eine Truppe Kanoniere, und dann erschienen die Gefangenen. Unteroffiziere umringten sie und forderten sie auf, bereit gestellte Wagen zu besteigen. „Wir fühlen uns stark genug, den letzten Gang zu Fuß abzumachen,“ entgegneten die elf. Hierauf befestigte man je zwei an den Armen mit dünnen Stricken aneinander. Als ein Unteroffizier auch das Brüderpaar von Wedell zusammenbinden wollte, sagte der eine: „Ach, sind wir nicht schon durch die Bande des Blutes eng genug miteinander verknüpft, daß man uns noch auf eine so schändliche Weise vereinigen muß!“ Als dies Geschäft beendet war, setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und langsam zog er über die Esplanade nach dem Berliner

Thor hin. Kein Bürger durfte ihn begleiten, keiner konnte die Stadt verlassen, das Thor aber wurde sofort wieder geschlossen, als er durchgezogen war.

Manche harrten aber draußen, fernab von der Festung, der Dinge, die da kommen sollten. Hier und da wagte sich ein einzelner an die Verurteilten heran, um ihnen noch eine Gefälligkeit oder wenigstens seine tiefe Theilnahme zu zeigen. Unter einem hohen Baume stand eine jugendliche Gestalt. „Wohin führt der Weg nach dem Fürstenberge, zur Richtstätte?“ fragte der Führer der Reiter, welcher der genauen Richtung unkundig zu sein schien. Der Fremde zeigte schweigend auf den verlangten Weg und trat dann plötzlich an die Gefangenen. „Gabain, armer Gabain!“ rief er aus, „muß ich Dich hier wiedersehen!“ Der also Angeredete stieß einen kurzen Ruf des Erstaunens aus und umschlang dann mit seinem freien Arme den Fremden. Es war ein Jugend- und Schulfreund von ihm, welcher herbeigeeilt war, ihn noch einmal zu sehen. Beide unterhielten sich nun über vergangene Zeiten und die klägliche, drückende Gegenwart. Dann tröstete der Freund den Verurteilten über sein hartes Geschick und versprach ihm, seine letzten Wünsche getreulichst zu erfüllen.

„Wer ist der Fremde?“ fragte Flemming den neben ihm herschreitenden Gabain, als eine kurze Pause in der Unterhaltung entstand.

„Ein Schulfreund von mir und echter Preuße,“ antwortete der Gefragte leise.

„Kommen Sie mit uns,“ wandte darauf sich jener an den Mitschreitenden, „damit Sie sehen, wie preussische Offiziere zu sterben verstehen.“

Eben schwenkte jetzt die Spitze des Zuges um die drei mächtigen Gräber, deren Inneres halb von Wasser angefüllt war; die Truppen stellten sich in einem Halbkreise auf, die Verurteilten bildeten eine Reihe und schauten zum letztenmal hinauf zu dem freudigen Strahle der Sonne. Rechts von ihnen wogten die gewaltigen Fluten des herrlichen Rheinstromes, und vor ihnen drängten sich die Wellen der hochangeschwellenen Lippe in unablässiger Folge dahin. Die Blicke der elf umspannten die großartige Wasserlandschaft, und ihre Herzen schlugen höher. Begeisterte Vaterlandsliebe durchwogte ihre Brust, und selten wohl standen Männer todesmutiger vor ihren geöffneten Gräbern, als diese Jünglinge.

Eine wunderbar ergreifende Stille herrschte im weiten Kreise der Franzosen und der Zuschauer. Keiner schien zu atmen. Ein Adjutant trat vor, um noch einmal das Todesurteil vorzulesen. Da sprach Leopold Jahn: „Es ist überflüssig. Was soll die unnütze Entschuldigung unseres Mordes!“

„Haben Sie noch einen Wunsch?“ fragte der Offizier.

„Man lasse uns offenen Auges sterben und erlaube uns, das Zeichen des Todes zu geben,“ antwortete einer für alle.

Inzwischen waren 66 Grenadiere in Reih und Glied getreten. Die Verurteilten umarmten sich mit den freien Armen, sahen einander noch einmal

tief in die Augen, welche sich bald für immer schließen sollten, und richteten dann ihre Blicke nach Osten zur fernen Heimat hinüber. Herzergreifend war der Abschied, den die beiden Brüder Wedell voneinander nahmen; er brachte die Anwesenden zum lauten Weinen und erschütterte selbst die französischen Soldaten.

Nachdem dann alle Brust und Hals bloßgelegt hatten, rief Daniel Schmidt den Grenadieren zu: „Versehlt das preußische Herz nicht!“

„Seid unbesorgt,“ antwortete darauf ein bärtiger Sergeant, „die französischen Grenadiere treffen sicher!“

Himmelan richteten sich die Blicke der elf, und wie aus einem Munde riefen sie überlaut: „Es lebe unser König! Preußen hoch!“ In demselben Augenblick warf der Leutnant von Flemming, der am linken Flügel stand, verabredetermaßen seine Mütze als Todeszeichen hoch in die Luft, da krachten die 66 Musketen — und Pulverdampf verhüllte den Plan. Kaum aber hatte dieser sich ein wenig verzogen, als sich aus der Reihe der Gefallenen einer wieder erhob. Es war Albert von Wedell. Die Kugeln hatten nur seinen Arm getroffen; er sollte seine Freunde, deren Leichen den kalten Rasen bedeckten, überleben.

„Grenadiere!“ rief er voll Schmerz, „könnt Ihr nicht besser schießen? Hier sitzt das preußische Herz!“

Rasch traten andere Grenadiere vor, eine zweite Salve erschallte, und nun brach auch Albert von Wedell für immer zusammen. Wer aber

beschreibt den Jammer der Zuschauer, wer deren herzdurchbohrenden Schmerz! Alle hielten zuletzt die Hände vor die thränenquellenden Augen, alle glaubten zu vergehen vor Leid und Weh. Da lagen sie dahingestreckt auf der regenfeuchten Erde, im Tode sich noch unarmend, im Sterben zuletzt so wie früher in Schlachten und im Gefängnisse vereint. Wie gern hätte man ihnen einen Lichtblick in die Zukunft, eine Ahnung von der bald auftauchenden Größe ihres damals so geknechteten Vaterlandes gegönnt!

Sie zogen als wackere Streiter hinaus
In der Knechtschaft unseligen Tagen,
Mit dem fremden Tyrannen den blutigen Strauß
Für des Vaterlands Freiheit zu wagen.
Sie betraten, begeistert durch schmeichelnden Wahn,
Für sich selber die glänzende Heldenbahn!

Es liefen elf Helden am Rheinesstrand,
Ihr Ruhm wird nimmer verhallen;
Es sind elf Helden von fränkischer Hand
Für des Vaterlands Ehre gefallen.
In Schmerz wird jeder Deutsche versenkt,
Wenn er der elf Helden von Wesel gedenkt!

Die blutigen Leichname der Jünglinge wurden von Pionieren, welche die Gräber umstanden, entkleidet und dann in die wassergefüllten Gruben geworfen. Einzelne Bürger von Wesel aber drängten sich herzu und baten um die Seile, mit welchen die Opfer aneinander gefesselt waren. Man überließ ihnen auch einen Teil der Kleider, und heutigen

Tages noch werden diese Kleinigkeiten in einzelnen Familien der Stadt wie Kleinodien aufbewahrt. Ganz Wesel verdiente sich überhaupt in diesen bitteren Zeitläuften sowohl, als auch besonders an dem trauervollen Tage des 16. September 1809 durch seine edle, patriotische Haltung einer übermächtigen Garnison gegenüber den Dank des Vaterlandes im höchsten Maße. Alles geschah, um den Helden die letzten Tage zu versüßen und ihnen zu zeigen, daß auch in der Brust der Weseler ein echt preußisches Herz schlug. Mutige Prediger beider Konfessionen wagten es, auf den Kanzeln voll Freimütigkeit diese That der Fremdherrschaft als das hinzustellen, was sie war, als ein Mord, welchem die Strafe Gottes folgen müsse.

Und sie folgte. Drei Jahre später wankte der Thron des Tyrannen, auf Helena hatte er Zeit, über sein vergangenes Leben nachzudenken. Ob nicht da auch die Schatten der elf aufstiegen aus den drei Wassergräbern bei Wesel? Ob nicht da drohend sich deren Hände aufhoben und ihn als ihren Mörder bezeichneten? Wer weiß es. Eins aber steht fest, der Tod jener elf Jünglinge ist eine der schmachvollsten Thaten des großen Eroberers, eine That, welche bekundet, daß seinem Herzen menschliche Gefühle fremd waren.

Achtes Kapitel.

Am Grabe.

Der beliebteste Wallfahrtsort für die Weseler blieben lange Jahre die drei Gräber auf dem Fürstenberge. Nie mangelten denselben frische Kränze, Blumen und Lorbeerzweige. In tiefer Trauer und schmerzvollem Nachdenken Versunkene fehlten dort nimmer. Selbst Gedichte fand man je zuweilen auf den Hügeln niedergelegt, welche den Jammer bekundeten, der damals die deutschen Herzen erfüllte.

Mehrere Jahre waren nach der blutigen That vergangen, Napoleon rüstete sich auf seinen Winterfeldzug nach Rußland. Ein neuer 16. Septembermorgen brach über die Ebenen bei Wesel auf. Lippe und Rhein rauschten melancholisch in ihren Geleisen dahin, und um die stillen Grabeshügel der elf zitterte bereits die Morgenröthe einer besseren Zeit.

Langsam schritt von Wesel aus ein Wanderer dem Fürstenberge zu. Er war nach seiner Tracht ein Landmann. Sein halbergrautes Haar deutete auf Sorge und Noth, und doch schien sein Gang noch rüstig und kräftig zu sein. Bald hatte er

die Gräber erreicht. Wunderbare Gefühle schienen den Alten zu bewegen. Er lüftete seine Pelzmütze und betete. Fast eine Viertelstunde stand er so versunken da und bemerkte dann erst, umherschauend, daß er nicht der einzige am Orte war. Eine verschleierte Dame kniete da drüben auf dem Rasen des einen Hügels und — weinte. „Vielleicht ist sie die Braut eines der gefallenen Helden,“ murmelte der Landmann und versank dann wieder in sein düsteres Nachdenken.

Als er dann nach einer Pause wieder einen Blick auf die Andächtige warf, hatte diese sich erhoben. Sie schob den Schleier für einen Augenblick zurück, und er sah ein schönes, von Thränen gerötetes Gesicht. Er hatte schon einmal, so fiel ihm ein, diese Gestalt gesehen. Einen Augenblick besann er sich, dann trat er rasch an die Dame heran, lüftete seine Pelzmütze und sagte: „Entschuldigen Sie. Wie es scheint, führen uns beide gleiche Gefühle hierher. Von weit her bin ich gekommen, das Grab dieser Heldenmänner zu besuchen, deren Kamerad mein Sohn einst war. Am Brandenburger Thor in Berlin traf ich Sie aber, wenn ich nicht irre, vor Jahren an dem Arme eines Offiziers.“

„Es war mein unvergeßlicher Mann, Leopold Jahn,“ antwortete die Dame.

„Mein Name ist Romberg,“ sagte der Landmann.

„Ich entsinne mich jetzt, Sie gesehen zu haben,“ entgegnete sie, „wenn es Ihnen recht ist, lehre ich in Ihrer Begleitung zur Stadt zurück.“

Romberg drückte seine Freude über dieses Anerbieten in seiner schlichten Weise aus, und nun schritten beide der nahen Festung zu. Den Gegenstand ihrer Unterhaltung bildeten die elf.

„Sie starben, wie es preußischen Helden geziemt,“ sagte der Landmann, „und ihr Blut kommt auf den Kopf des Tyrannen.“

„Ach,“ klagte das unglückliche Weib, „meine Bemühungen und die meiner Verwandten, ihr Leben zu erhalten, scheiterten an dem felsenharten Herzen des Kaisers.“

So sich unterhaltend bogen die beiden eben zum Berliner Thor ein, als ihnen aus demselben eine schlanke, schöne Mädchengestalt entgegenkam.

„Wer mag die Arme sein?“ fragte die junge Witwe, als dieselbe vorübergegangen war, „ich traf sie gestern an den Gräbern, tief versunken in Trauer und Weinen, und heute scheint sie wieder dasselbe Ziel zu haben. Als ich sie anredete, antwortete sie auf französisch, daß sie unbekannt zu bleiben wünsche.“

„Wunderbar,“ sagte Romberg und schaute sich teilnehmend nach dem Mädchen um. Diese aber war längst hinter den nahen Hecken verschwunden.

Langsam schritten die beiden in Wesel ein. Aus der nächsten Straße tönten die melancholischen Klänge einer Drehorgel. Romberg erkannte in dem Musikanten einen Stelzfuß und hörte, daß er mit kräftiger Stimme die Töne seines Instrumentes begleitete. Er verabschiedete sich von der Witwe und trat unter die Volksmenge, welche den Orgeldreher mit allen Zeichen der Teilnahme umstand.

„Es soll einer von Schills Truppen sein,“ murmelten einige der Zuhörer. „Bei Dodendorf fiel er verwundet in die Hände der Franzosen,“ berichtete ein anderer. „Er wurde dann nach Frankreich geschleppt und ist dort, weil er als Krüppel nicht zu brauchen war, entlassen worden. Mitleidige Menschen kauften ihm die Orgel, und nun zieht er heimwärts.“ Eben hatte der Invalide sein Lied beendet, das Volk aber rief: „Noch einmal, von vorn, von vorn!“ In dem Auge des Orgeldrehers leuchtete ein heller Strahl der Freude, und mit kräftiger Stimme setzte er ein:

Mit Stricken waren sie gebunden,
Drei Wagen wurden kommandiert,
Daß sie sollten recht kommode
Nach dem Richtplatz werden geführt.
Graf von Wedell sprach: „Ach nein,
Diese Mühe laßt nur sein,
Denn wir haben noch so viel Macht,
Daß wir gehen bis ans Grab.“

„Einer zu dem andern sprach:
Brüder, wie gefällt der Streit euch?
Dieser Streit gefällt uns wohl,
Denn es geht wie vor Stralsund.
Brüder, habt nur guten Mut,
Geht es auch bis an das Blut.
Kommandiert: Die Trommel rührt!
Daß sich keiner zaghaft spürt.“

„Der Herr von Gabain sprach zuletzt:
Alle, die gut preußisch sein,
Stimmen mit uns überein.“

Lebet wohl, ihr guten Bürger,
Lebet wohl, vergeßt uns nicht!
Diesmal seh'n wir uns nicht wieder,
Bis der jüngste Tag anbricht.
Einmal muß das Unglück enden,
Gott hat's ja in seinen Händen.“

Ein ganz Peloton ward kommandiert,
Womit sie wurden hinausgeführt.
Vor dem Thor verlor Herr von Schmidt
Seinen Orden pour le mérite.
„Halt!“ rief er mit Heldenmut,
„Dieser Orden ist zu gut,
Der soll nicht zertreten werden
Von Franzosen auf der Erden;
Den geb' ich nicht eher ab,
Bis ich komme an mein Grab.“

Als sie auf die Wiese kamen,
Schauten sie drei Gräber tief.
Einer zu dem andern sprach dann:
„Läg' ich doch erst dort und schließ'!“
Hierauf sprach der Herr von Keller:
„Brüder, habt ihr auch noch Geld?
Laßt es uns zusammenlegen,
Es muß bleiben in der Welt!“

Ihr Franzosen, macht euch lustig,
Denn wir brauchen es nicht mehr:
Unsere Leiber werden Erde
Und von Würmern aufgezehrt!
Vivat Preußen! Das soll leben,
Vivat, Vivat, feuert los!

Hier woll'n wir nun ewig ruhen,
Liebe Bürger, gute Nacht!
Eure Treue wird Gott lohnen,

Die ihr habt an uns gethan.
Adieu, Freunde, Anverwandte,
Adieu, alle ihr Bekannte!
Lebet wohl! Bald kommt die Nacht!
Gott sei Lob, es ist vollbracht!“

So sang der Orgeldreher zu Wesel. Viele der Zuhörer wischten sich die Augen. Romberg warf ihm einen blanken Thaler in die aufgelegte Mütze und wanderte nach wenigen Stunden seiner Heimat zu. In seiner Brust keimte die Hoffnung besserer Tage, vor seinem Geistesauge zog herauf jene herrliche Zeit, von welcher ein Dichter der Freiheitskriege sang:

„Wenn heut' ein Geist herniederstiege
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Ehrenfeld:
Nicht mehr von Deutschlands Schmach und Schande
Säng' er den alten Trauersang,
Nein, vom erwachten Vaterlande
Das hohe Lied voll Jubelklang!“

